

SARAH DIEHL

**DIE
FREIHEIT,
ALLEIN
ZU SEIN**
EINE
ERMUTIGUNG



ARCHE

Perspektiven

Sarah Diehl

Die Freiheit, allein zu sein

Eine Ermutigung



Originalausgabe

© 2022 Arche Literatur Verlag AG, Zürich - Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Dr. Angelika Künne, Erfurt

Covergestaltung: Annemike Werth, Hamburg

Motiv: basierend auf einem Design von Visual Fear

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

ISBN 978-3-03790-134-2

www.arche-verlag.com

www.facebook.com/ArcheVerlag

www.instagram.com/arche_verlag

Einleitung

Ich weiß bis heute nicht, ob ich introvertiert oder extrovertiert bin. Ich weiß es in dem Moment, wenn ich in eine Gruppe tauche. Deshalb wusste ich selbst noch nicht genau, wohin die Reise gehen würde, als ich den Entschluss fasste, dieses Buch zu schreiben. Aber ich ahnte, dass es kein geradliniger Weg zu einem Ziel sein würde, nichts vollkommen Folgerichtiges, sondern ein Ausschwärmen und Mäandern. Denn die Qualitäten des Alleinseins sind so vielschichtig wie ein See mit kühlen und wärmeren Strömungen, die einen beim Schwimmen streifen. Ich wusste, dass Fragen auf mich zukommen würden, die ich mir so noch nie gestellt hatte, aber ich wusste auch, dass es eine gute Gelegenheit sein würde, den Überfluss des Lebens abzuschöpfen, in dem ich vorher noch nicht gefischt hatte.

Ich weiß, dass Alleinsein wie eine bewusstseinsweiternde Droge wirken kann: Sie verstärkt den Ist-Zustand, man kann wahrnehmen, welche Schönheit einen umgibt, muss aber auch begreifen, in welchem Käfig man zumeist steckt. Man kann sich nicht mehr ablenken, sondern muss ehrlich betrachten und sortieren, worin man sich verheddert hat, oder das Grundvertrauen finden, in das man eingebunden ist, um das Unvorhergesehene und

Freischwebende auszuhalten oder genießen zu können. Man ist mit den eigenen Bedürfnissen konfrontiert und muss sie eigenverantwortlich organisieren, eigene Standards setzen und somit schonungslos Normen hinterfragen. Man ist sich selbst ausgesetzt.

In der Debatte um das Alleinsein geht viel durcheinander, vor allem begrifflich: Wir sprechen vom Alleinsein, von Einsamkeit und von sozialer Isolation. Tatsächlich benannte der Begriff *Einsamkeit* vor dem 18. Jahrhundert auch das Einssein in der Gotteserfahrung – hatte mit Isolation also nichts zu tun –, während *Alleinsein* negativer aufgeladen war und die Abgeschiedenheit von der Gemeinschaft benannte. Im heutigen Sprachgebrauch werden beide Formulierungen oft synonym verwendet, wobei Einsamkeit tendenziell vermehrt für die Beschreibung von Isolation im negativen Sinne genutzt wird oder zumindest ambivalent, wie auch der Begriff der Melancholie ambivalent verstanden wird. In diesem Buch gebrauche ich beide Bezeichnungen – Einsamkeit und Alleinsein – als etwas, dem man nicht passiv ausgesetzt ist, etwas, das man sich aneignen kann, wobei das Alleinsein als selbstgewählt verstanden werden kann, während das Gefühl der Einsamkeit oft unfreiwillig einsetzt. Beiden Bezeichnungen ist aber gemein, dass sie kraftvolle, schöne, aber auch ambivalente Möglichkeitsräume bieten und konstruktives Potenzial entfalten, welches positive Veränderungen in unserem Leben begründen kann. Daher verwende ich beide

Begriffe häufig in Verbindung miteinander, auch, da eine kategorische semantische Grenzlinienziehung ohnehin nicht möglich ist. Ich grenze beide Bezeichnungen aber klar gegen den Begriff der (sozialen) Isolation ab, der für mich den destruktiven und krank machenden Raum beschreibt.

Tatsächlich können Alleinsein und Einsamkeit Gegengifte für soziale Isolation sein. Denn im Alleinsein wie in der Einsamkeit entwickelt man die Fähigkeit, sich selbst genug zu sein, erkennt den Sumpf der Zwänge, die uns etwa die Wettbewerbsgesellschaft oder die Kleinfamilie auferlegen. Oft werden die Ursachen der sozialen Isolation verschleiert, weil der kulturkonservative Blick überholte Formen von Gemeinschaft verherrlicht, deren Starrheit, Erwartungshaltung und Normen uns erst in die Isolation treiben und so ein negatives Bild des Alleinseins und der Einsamkeit entstehen ließen. Und denen viele durch ihr Alleinsein eigentlich entkommen wollten. Aber wir lieben es, uns vor dystopischen Visionen von Singlefrauen, Überalterung, Pflegerobotern und Menschen, die sich in der eigenen Erzählung ihrer vermeintlichen Autonomie verloren haben, zu gruseln, und gefallen uns in der Rolle als Visionäre unseres eigenen Untergangs. Einsamkeit, die früher ein philosophisches oder religiöses Ideal darstellte, ist mittlerweile zum Marker für eine soziale Katastrophe geworden.

Einsamkeit wird seit den 1960er-Jahren als gefährliche Zivilisationskrankheit betrachtet und mit einer Reihe von

Krankheitssymptomen in Verbindung gebracht. Soziologie und Psychologie benennen vor allem den Verfall, das Leid, das Defizit, die Ängste, die sich aus der Einsamkeit, die ich in diesem Fall als soziale Isolation bezeichnen würde, ergeben. Der kulturkonservative Blick zimmert daraus nicht nur ein unerquickliches, sondern ein verzerrtes Bild vom Menschen als Wesen, das ohne alte Strukturen und Werte orientierungslos bleibt, statt Neues gestalten zu können. Nach dieser Logik driften wir in die soziale Isolation, *weil* wir aus den alten Strukturen ausbrechen. Aber Werte lösen sich nicht einfach so auf, sie verändern sich und wir uns mit ihnen. Viele Menschen fühlen sich vielmehr sozial isoliert, weil diese Veränderungen noch nicht weit genug gehen. Die Singlegeneration, auf die wir so ängstlich blicken, entsteht, weil Menschen aus alten Konzepten wie der Kleinfamilie ausbrechen, sich aber noch in neue Konzepte des gemeinschaftlichen Lebens hineinfinden müssen. Dies wird erschwert, wenn sie sich an den alten Mustern noch messen müssen und wenn uns Gesetze und Moralvorstellungen, z.B. wer auf welche Art Familie sein darf, davon abhalten. Isolation ist auch politisch und wird künstlich erzeugt, indem man Gemeinschaften durch Statusdenken, Armut, Nationalitätsunterscheidungen, Konkurrenzdenken, Diskriminierung, Fremdenfeindlichkeit, stringente Geschlechterzuweisungen und Grenzen spaltet. Mit den negativen Vorstellungen von Einsamkeit - asozial, egoistisch, verrückt - werden wir zudem diszipliniert und

erpresst: Wir bekommen Angst davor, eigene Wege zu gehen, und bleiben in den gängigen Bahnen: Eheschließung, Karriere, Familienplanung, Kreditlasten für ein funktionierendes Leben, das sich gegen das Alleinsein wehren soll. So ist dieses Buch auch keines über Singles, sondern schenkt dem Alleinsein können gerade in der Zweierbeziehung ein besonderes Augenmerk.

Dieses Buch zeigt außerdem, wie wir eine Gesellschaft schufen, die Menschen dazu anhält, sich selbst als Mängelwesen zu betrachten, die angeblich nie genug sind und durch Statussymbole und Erfolgsgeschichten in Karriere und Familienplanung erst zu *jemandem werden* müssen. Es zeigt auch, was wir verlieren, wenn wir das Potenzial von Alleinsein und Einsamkeit unterschätzen und die Fähigkeit des selbstbestimmten Alleinseins nicht erlernen. Dabei plädiere ich keineswegs für individualisierte Lösungen gegen systemische Ungerechtigkeit, die uns als Menschen trennt. Aber um Ungerechtigkeit zu verstehen, muss man zunächst einmal zu sich kommen und seine Bedürfnisse, sein Leben verstehen. Man muss einen Raum für sich etablieren, in dem man sich gegen das Narrativ der Mangelhaftigkeit mit sich selbst komplett fühlen kann.

Alleinsein ist nämlich nicht (nur) die Abwesenheit von etwas oder jemand anderem, sondern die Anwesenheit meiner ungestörten Wahrnehmung, die mich mit der Welt verbindet. Gerade die Leere in der Einsamkeit ermöglicht

es mir, die Fülle des Lebens zu spüren. Das Gefühl der Isolation hingegen entsteht immer auch aus der Unfähigkeit, »all-ein«, also ganz mit sich selbst sein zu können. Wir haben jede Menge Anreize und Zerstreuungen um uns herum, sodass wir glauben, nicht allein sein zu können. Deshalb sind »Zwischen-Orte« und »Zeit-Räume« wichtig, in denen wir unsere Fähigkeit zum Alleinsein kultivieren können, denn dies fördert auch die Fähigkeit, Gemeinsamkeit erfüllt leben zu können. Doch diese Räume werden immer weniger, sie sind zudem entwertet von einer Kultur, die uns permanent auf Trab hält, weil wir funktionieren und streben müssen.

Ich möchte das Alleinsein als Kur von den Zivilisationskrankheiten betrachten, als Heilmittel für das, was in unserer kompetitiven Leistungsgesellschaft, in unserem isolierenden Individualismus und unserem Missbrauch der Liebe als Statussymbol für Ehe und Elternschaft krank geworden ist.

Irgendwann fiel mir auf, dass ich mir in meiner Arbeit gern Themen aussuche, die Missverständnisse vorprogrammieren. Themen, bei denen man erst mal durch einen Wust an Projektionen schwimmen muss, bevor man Luft holen kann, um die komplexe Realität dahinter sichtbar zu machen: Themen, mit denen viele Menschen komplizierte oder negative Gefühle assoziieren, weil darüber zu wenig oder zu einseitig gesprochen wird. Deshalb weiß ich aber auch, wie inspirierend und schön es ist, wie viele Steine vom Herzen fallen, wenn man sich im

vollen Bewusstsein seiner Handlungsfähigkeit diesen Themen mit neuen Perspektiven zuwendet.

Große Lust bereitete es mir zudem, dass das Thema es ermöglicht, das Politische und das Sinnliche zusammen zu denken, was viel zu oft getrennt voneinander betrachtet wird. Ich war schnell im wortwörtlichen Sinne begeistert, an welche Vielzahl von Themen und Phänomenen man das Alleinsein zwischen Idealisierung und Pathologisierung anbinden kann. Oft funktionieren diese Verbindungen für Frauen und Männer unterschiedlich und rufen verschiedene Klischees und Assoziationen hervor: Der einsame Waldschrat ist vielleicht verschoben, aber dennoch weise, während es im Selbstverständnis der Begriffe liegt, dass die einsame Hexe und alte Jungfer hässlich sind, lächerlich, gefährlich und ungeliebt. In diesen Bildern zeigt sich bereits, dass das Alleinseinwollen Männern eher verziehen wird als Frauen.

Deshalb betrachte ich in diesem Buch vermehrt, wie die Erzählungen über Einsamkeit die Freiräume von Frauen immer noch beschränken. Bei meiner Recherche merkte ich schnell, dass in Büchern, die die Komplexität der Einsamkeit behandeln, kaum Autorinnen oder Akademikerinnen genannt werden. Ich empfand es als überaus frustrierend, dass die meisten Autoren den immer gleichen Reigen von Thoreau über Nietzsche bis zu Schopenhauer zitieren. Noch nicht einmal das nächstliegende Werk zur Bedeutung des Alleinseins fand bei den meisten männlichen Autoren Eingang in ihre

Überlegungen: Virginia Woolfs *Ein Zimmer für sich allein*. So ist dieses Buch auch der Versuch, einige andere Pionierinnen des Alleinseins wie Annie Dillard, Sara Maitland, Hannah Arendt, Violette Leduc und Zora Neale Hurston ins Licht zu rücken.

Beim Schreiben dieses Buches fiel mir eine Parallele zu meinem vorherigen Sachbuch *Die Uhr, die nicht tickt. Kinderlos glücklich* auf: Schon damals war ich darüber verwundert, dass zahlreiche Menschen viel Zeit darauf verwenden, ihre eigene vermeintliche Minderwertigkeit zu suchen und darum zu kreisen. Ich habe mich gefragt, warum ich von dieser »Zivilisationskrankheit« weitestgehend verschont geblieben bin. Nun weiß ich die Antwort: Weil ich gut mit mir allein sein kann und mich dann in und mit mir komplett fühle. So ist es mir ein Anliegen, vor allem Frauen Inspiration zu liefern, wie sie sich aus Narrativen der Minderwertigkeit in Bezug auf Mutterschaft oder Kinderlosigkeit befreien können, die sie dazu bringen sollen, auf eine bestimmte Art zu funktionieren, um mehr für die Bedürfnisse anderer da zu sein als für die eigenen und ihre Freiräume, auch die Räume des Alleinseins, dafür aufzugeben.

Wenn ich Menschen von der Arbeit an diesem Buch erzähle, fällt mir auf, dass sich das Grundverständnis des Themas bei Männern und Frauen zumeist unterscheidet: Frauen reagieren begeistert auf die Buchidee, sie verstehen es als Handreichung, ihr Selbstbewusstsein zu stärken. Männer reagieren zögernd, manchmal verwirrt;

sie wundern sich, warum ich das Alleinsein zelebrieren will, während sie doch gerade erst gelernt haben, dass sie sozial aufmerksamer werden und sich mehr in die Gemeinschaft einbringen sollen. Mit diesem Buch möchte ich auch zum gegenseitigen Zuhören einladen, denn Emanzipation ist ein gemeinschaftliches Projekt aller Geschlechter. Männer sehen immer mehr, wie die Frauenemanzipation sie dazu inspiriert, ihrem eigenem Geschlechterkäfig auf die Spur zu kommen.

Generell ist es mir ebenfalls wichtig, den Blick dafür zu schärfen, dass das Alleinsein gut für die Gemeinschaft ist: Wenn man lernt, sich den bewertenden, toxischen und isolierenden Strukturen der Gesellschaft, die Individuen gegeneinander ausspielt, immer wieder zu entziehen, um eigene Bedürfnisse zu leben, kann man mit der dadurch gewonnenen Stabilität, Durchlässigkeit und Gelassenheit Gemeinschaft besser leben und fördern. Das Selbstbewusstsein, das man im Alleinsein erlangen kann, hilft sehr dabei, sich in Gemeinschaften einzubringen und sich mit anderen zu verbinden.

Andererseits kann man sich gerade in Gemeinschaften sehr verlassen fühlen, vor allem, wenn sie sehr viel Konformität verlangen, während man sich allverbunden fühlen kann, wenn man allein ist und deshalb ohne die Ablenkung anderer offen für seine Umwelt ist.

Einsamkeit wird häufig als etwas dargestellt, das Menschen passiv ertragen müssen, während es doch eine

Handlungsoption bietet, einen Denk- und Erfahrungsraum, den man gestalten kann, in den hinein und aus dem hinaus man sich aktiv bewegen kann. So fühlte ich mich beim Ergründen des Alleinseins nie isoliert, ich war ja in bester Gesellschaft von Autorinnen, Abenteurern, Wissenschaftlerinnen. Sie waren mir mit ihrer eigenen Betrachtung des Alleinseins wichtige Begleiterinnen und Begleiter, auch wenn ich die tatsächlichen Schritte allein gehen musste. Auch Freundinnen und Freunde standen vor ihrem Bücherregal und suchten mir ein paar Weggefährt:innen heraus. Auf Spaziergängen tauschte ich mich mit anderen über die Einsamkeit aus. Tatsächlich konnte ich fast überall Gesprächsfetzen, Mitteilungen und Austausch zu diesem Thema entdecken, viele Fremde packte ich im Vorbeigehen am Schlafittchen, damit sie mir mehr darüber erzählten. Dann, allein am Schreibtisch, fühlte ich mich eingebunden in all diese Erzählungen und Empfindungen.

Dieses Gefühl der Verbundenheit ist das vielleicht größte Geschenk, denn wenn ich allein bin, ist die ganze Welt bei mir. Dieses Geschenk möchte ich nun mit Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, teilen.

1

Warum lässt man uns nicht allein?

Alleinsein als Feind der Leistungsgesellschaft und die Weisheit der Lust

Die *Cosmopolitan* porträtierte mich einmal gemeinsam mit zwei weiteren Frauen in einem Beitrag darüber, wie man mit 40 Jahren ein unkonventionelles Leben führt. Ich wurde dort unter anderem mit der Aussage zitiert, dass ich gerne ausschlafe. Bis heute frage ich mich, ob die Redakteurin dies so außerordentlich fand, dass sie aus all den Dingen, die ich im Interview erzählte, ausgerechnet diese Information herausstellte. Ebenso unsicher bin ich, wie die Betonung meines Schlafverhaltens bei den Cosmo-Leser:innen wohl ankommt. Bin ich in ihren Augen eine Versagerin, weil ich mir nicht für Kind, Ehemann und Job den Wecker auf 6:00 Uhr stelle? Oder denken sie vielleicht, ich hätte es im Leben zu etwas gebracht, gerade weil ich ausschlafen kann? Neben meiner Verwunderung darüber, dass ich die Reaktion auf so eine Aussage nicht einschätzen konnte, weiß ich allerdings auch noch, dass ich mich angesichts dieser Darstellung etwas schämte, mich dieses Schamgefühl aber auch wunderte. Was einem selbst als normal, richtig und sogar gesund erscheint, wirkt unter den kritischen Augen der Öffentlichkeit plötzlich abwegig. Es erinnerte mich an den Carrie-Bradshaw-Moment aus *Sex and the City*, als sie mit einem ungeschminkten,

verschlafenen Blick, grauem Teint und Zigarette in der Hand auf dem Cover des *New York Magazines* landete, mit der Überschrift *Single and Fabulous*. Das Ganze wurde mit einem Fragezeichen versehen, statt, wie ihr versprochen worden war, mit einem Ausrufezeichen und einer glamouröseren Abbildung.

Ähnlich wie Tagesabläufe oder Lebensweisen, die nicht an den Tagesrhythmus eines »normalen« Jobs gebunden sind, sind auch das Alleinsein und die Faulheit interessante Marker, an denen man messen kann, welche Werte eine Gesellschaft umtreiben. Beide haben gemeinsam, dass sie ein Rückzug aus dem bzw. eine Verweigerung des Leistungsprinzips darstellen.

»Wer lange schläft, hat einen schlechten Charakter«, heißt es schlicht und ergreifend in dem Roman *Gilgi - Eine von uns* von Irmgard Keun, der - auch wenn er, wie so viele Romane von Schriftstellerinnen, leider von einem männlichen Kanon ignoriert wurde und so in Vergessenheit geriet - in den 1930er-Jahren ein Bestseller war. In dem Roman wird das Arbeitsethos unter Angestellten in der Weimarer Republik unter die Lupe genommen. Einer Zeit also, in der es auf der Kippe stand, wie in Zukunft Werte wie Demokratie, Gleichheit, Gerechtigkeit und Freiheit umgesetzt werden können; alles Werte, die sich nicht entfalten können, wenn dem Einzelnen Zeit und Raum zum Nachdenken genommen werden und die Möglichkeit, sich der Fremdbestimmung zu erwehren, erschwert wird - ganz

gleich, ob sie autoritär oder als Versprechen der Selbstverwirklichung daherkommt. Die Literatur der Neuen Sachlichkeit beschrieb die als neu empfundene Erfahrung der Moderne, als Mensch nun nur noch ein winziger Teil einer Massenkultur zu sein. Einer Massenkultur, die, gelockt von dem Wunsch, Teil der neuen städtischen Mittelklasse zu sein, auch geprägt war von Einzelkampf, Konkurrenz und Statusdenken, anstatt in der breiten Bevölkerung Solidarität zu leben und gewerkschaftliche Organisation voranzutreiben. »Sozial und ökonomisch seien sie proletarisiert, ideologisch zählen sie sich aber zum bürgerlichen Mittelstand – auf Grund dessen sie sich kaum politisch engagieren.«¹ Jede Begegnung mit Armut ist deshalb lästig, weil sie einen mit der eigenen Ignoranz der Verhältnisse wie auch mit der Angst vor dem eigenen Abstieg konfrontiert. Es war u.a. diese mit der Entpolitisierung verzahnte Vereinzelung und Entsolidarisierung in der Massenkultur, die die Atmosphäre für eine Generation schuf, die den Nationalsozialisten Vorschub gewährte.

Gilgi ist eine junge Frau, die sich dem gängigen Ethos, Interesse und Motivation für eine Arbeit zu zeigen, die wenig mit den eigenen Bedürfnissen zu tun hat, vollkommen unterordnet und darin paradoxerweise ihre Unabhängigkeit sucht. So zeigt sich bereits in der Weimarer Republik eine Tendenz, die seither aktuell ist: Selbstaussbeutung wird als Selbstverwirklichung verkauft. Man lebt, um zu arbeiten, und arbeitet nicht, um zu leben.

Zeit und somit auch Schlafenszeit, wurde in der industriellen Gesellschaft rationalisiert und in sinnvoll und sinnlos unterteilt. Die Arbeit war sinnvoll, die Freizeit und damit potenzielle Räume zum Alleinsein sinnlos. Der Mensch als Leistungsträger hat Wert nur qua seiner Arbeit und findet in dieser Dauerkrise des Arbeitsfetischismus keine Ruhe mehr. Irmgard Keun beschreibt, wie in dieser Krise die pedantische Hausfrau dem Angestellten entspricht; durch ihr beständiges Beschäftigtsein soll sie ebenso keinen Raum zur Kontemplation haben oder gar einen kritischen Blick auf ihr Leben und ihre Umwelt werfen können.²

In der Straßenbahn sieht Gilgi in müde und verschlossene Gesichter, die ihr alle gleich vorkommen. In ihrer Gefühlswelt kalkuliert sie alles in den Posten Einnahmen und Ausgaben, ihre Lebensfragen will sie sauber wie eine Rechenaufgabe lösen. Alles ist Pragmatismus und Materialismus untergeordnet. Einen neuen Impuls bekommt Gilgis Leben, als sie Martin kennenlernt, der sein Leben nach einem ganz eigenen Rhythmus lebt. Es ist der Rhythmus des kreativen Denkens und Schaffens, der mit den uniformen Zeiten der Arbeitswelt nicht übereinstimmen kann und auch nicht mit dem Geldwert, in dem diese Zeit bemessen wird. Seine Zeit hat nicht die Produktivität zum Maßstab, er schreibt Bücher, die kaum Geld bringen, und er plant sein Leben nicht nach einer Vorstellung von Karriere und Stempeluhr. Gilgi versucht zu verstehen, womit diese Zeit, die sie als

Nichtstun empfindet, gefüllt ist. Ist einfaches Nachsinnen und Beobachten Zeitverschwendung im Gegensatz zu ihrer durchgetakteten Fließbandroutine im Büro?

Konzeptuell erinnert Martin an Walter Benjamins Flaneur, der sich Zeit und Raum zum Beobachten nimmt, aber auch an den Rebellen, denn die Metropole lässt ihn nicht zu einer Maschine und einem »trotzlosen Uhrwerksmenschen«³ werden, sondern ist Quelle seiner (und somit auch Gilgis) Inspiration und Kritikfähigkeit. Er benennt, was er sieht: den »verkrampfte[n] Ehrgeiz um so ein kleines Ziel« und »wie dumm und unwichtig das ganze tagefressende Getriebe hier ist«⁴. Anstatt alles zu geben, um für sich und andere Schönheit und Kreativität zu gestalten wie ein Künstler, soll der Mensch, dem Martin auf den Straßen begegnet, alles für den Profit einer Firma tun, mit der er sich immer mehr identifizieren soll. Keun spielt hier mit dem Bild der Muße und stellt es auf den Kopf. Martin wird Gilgis erste große Liebe, sein Leben ist flexibel und experimentell, er erweitert Gilgis Vorstellungswelt und gibt ihr einen Zugang zu ihrer eigenen Fantasie. Früher sah sie nichts, wenn sie die Augen zumachte, doch »jetzt sieht sie viel hinter geschlossenen Lidern«⁵. Fantasie und Kreativität sind hier nicht nur eine Kraft, die Menschen in die Lage versetzt, die Verhältnisse durch Beobachten und Beschreiben zu hinterfragen, sondern die Arbeitsweise der Kreativität selbst fordert in ihrem Mäandern, Experimentieren oder »Nichtstun« und Sinnieren ein anderes Verständnis von Zeit und Schaffen, das nicht

mitläuft im Räderwerk der Lohnarbeit. Man kreiert ein neues Leben dadurch, dass man überhaupt Kreativität zulässt, die dann den Alltag neu strukturiert. Nicht Müßiggang ist aller Laster Anfang, sondern Erfolgssucht, Statusdenken und Wettbewerb – die Stützpfeiler der modernen Leistungsgesellschaft.

Doch erst als Gilgi selbst arbeitslos wird, ist sie bereit, wirklich aus ihrer Routine zu treten. Zunächst will sie wieder dazugehören, sie verzweifelt an ihrer ohne Lohnarbeit »nutzlosen« Zeit und versucht, die Leistungsideologie fortzusetzen, indem sie sich nun krampfhaft um ihr Aussehen sorgt, das dem Bild einer begehrenswerten erfolgreichen Frau entsprechen soll. Viele Arbeitslose, denen sie begegnet, fühlen sich ihres Wertes und Gebrauchtseins beraubt, empfinden sich als kraft- und hoffnungslos, weil sie keinen Weg fanden, auch ohne Lohnarbeit ein Selbstwertgefühl und autonome Schaffenskraft zu entwickeln. Auch die Liebe eines Ehepaars in Gilgis Nachbarschaft schlägt in gegenseitige Verachtung um, als der Mann den Status des Arbeitnehmers verliert und finanzielle Sorgen den Alltag vergiften. Doch da sie in der Arbeitslosigkeit, weg von Kolleg:innen, die ein Ideal vorleben, nun Zeit und Raum für sich selbst hat, kann sich Gilgi in ihren Gedanken entfalten. Die größte Veränderung tritt ein, als sie Armut nicht mehr wie früher mit Ekel und Verachtung begegnet, sondern aktiv Menschen, die durch soziale Netze fielen, unterstützt. Damit setzt sie auch eigene Maßstäbe und erreicht eine

gleichberechtigte Partnerschaft mit Martin, der sich weiterhin vor allem seinem künstlerischen Schaffen widmet. Keuns Roman erzählt zugleich davon, wie Zeitnot, Geldprobleme und die Verlockungen von sozialem Status einer möglichen Solidarität im Wege stehen. Die Geschichte schließt mit den Gedanken, dass es zu viel verlangt sei, Arbeiter:in und im selben Augenblick Mensch zu sein. Sie stellt zugleich die Frage, ob Fantasie weniger Flucht »vor der Wirklichkeit«, sondern Flucht »in eine bessere Wirklichkeit« sei.⁶

Dieser Gedanke erinnert an Robert Walsers Utopie *Der Arbeiter* von 1915, in der die Poeten den Rhythmus vorgeben: »Was sie taten, das taten sie nachdenklich und langsam. Sie taten nicht so unmenschlich viel, fühlten sich auf keine Weise bewogen oder verpflichtet, sich aufzureiben und abzarbeiten, [...] und eben darum war das Leben so freundlich. Wer hart arbeiten muß oder überhaupt in hohem Grad tätig ist, der ist für Freude verdorben. [...] Indem sie es sich auf harmloser, zutraulicher Erde wohl sein ließen, genossen sie still ihr Sein in traumhaft schöner Ruhe. [...]«⁷ Auch in Walsers Text *Der Spaziergang* bleibt unklar, ob der Protagonist selbst ein Dichter oder ein Vagabund ist, es macht auch keinen Unterschied. Das von Arbeitsethos geprägte Urteil von außen ver- und beurteilt sein Tun als fragwürdig und beschämend. Er schämt sich, einfach nur so zu spazieren.

Faulenzer und Müßiggängerinnen erregen den Unmut der arbeitsamen Bevölkerung, nicht nur weil sie angeblich parasitär seien, sondern aus dem Unbehagen heraus, das sie offenlegen, dass man dieses falsche Pflichtbewusstsein hinterfragen und sich ihm tatsächlich entziehen kann. Sie verdeutlichen einem, dass man die Wahl hat, wenn man es wagen würde, seinen Wert an den eigenen Maßstäben auszurichten.

Interessanterweise war Faulheit früher ein Sonderrecht der Oberschicht, während es mittlerweile als Vergehen der Unterschicht gilt. Im 18. und 19. Jahrhundert gehörte es zum guten Ton, als Aristokrat oder Privatier auf der faulen Haut zu liegen. Es wurde als Privileg gesehen, durch gottgegebenen Besitz genug zu haben, um nicht arbeiten zu müssen. Es war ein Zeichen des höchsten Ranges, Muße zu haben. Aus dem »edlen Müßiggang« wird erst mit dem Niedergang des Feudalismus und dem Aufkommen der bürgerlichen Schichten die »verwerfliche Faulheit«. Das Nichtstun bzw. das Nichteingebundensein in Lohnarbeit wurde je nach Klassenzugehörigkeit anders bewertet: »Faulheit sei die sträfliche Gelassenheit bei einem Menschen niederen Standes«⁸, sagte der amerikanische Schriftsteller Ambrose Bierce um 1900 voller Ironie. Es hing also von diskriminierenden Klassenzuschreibungen ab, welches Wort man benutzte: Leute, die man der »bildungsfernen« Unterschicht zurechnete, wurden als faul bezeichnet, während man den Menschen der Oberschicht eher die schönggeistige Muße gönnte. So schien es legitim,

die Unterschicht mit sozialpolitischen Maßnahmen zu mehr Arbeit zu drängen, während man verschleierte, dass die Besitzenden, wenn es um Umverteilung von Zeit und Geld geht, viel parasitärer dastanden.

Gerechterweise müsste die Faulheit, also die Möglichkeit zur Muße und zum Alleinsein, umverteilt werden. Wenn sich alle gleichermaßen an der Arbeit beteiligten, die die Gemeinschaft braucht, könnten alle auch gleichermaßen fauler – im Sinne einer eben nicht alles bestimmenden Erwerbstätigkeit – sein.

In ihrem Buch *Vita activa* beschrieb Hannah Arendt 1958 die Verwurzelung des Massenmenschen nicht nur in der Konsum-, sondern auch in der Arbeitskultur: »Wir sind eine Gesellschaft, die von den Fesseln der Arbeit befreit werden soll, und wir kennen kaum noch die höheren und sinnvolleren Tätigkeiten, um derentwillen eine Befreiung sich lohnen würde«, konstatiert Hannah Arendt. Bereits im industriellen Zeitalter wurde der Arbeitsunwille vor allem der unteren Schichten als verabscheuungswürdig dargestellt: Die westliche Gesellschaft wurde nach den Lehren John Lockes, Karl Marx' und Adam Smith' gänzlich zu einer »Arbeitsgesellschaft«, die die Lohnarbeit verherrlichte. »Der plötzliche Aufstieg der Arbeit von der untersten und verachtetsten Stufe zum Rang der höchstgeschätzten aller Tätigkeiten begann theoretisch damit, daß Locke entdeckte, daß sie die Quelle des Eigentums sei. Der nächste entscheidende Schritt war

getan, als Adam Smith in ihr die Quelle des Reichtums ermittelte; und auf dem Höhepunkt kam sie in Marx' ›System der Arbeit‹, wo sie Quelle aller Produktivität und zum Ausdruck der Menschlichkeit selbst wird.«⁹ Arendt schrieb, dass die »Rückführungen aller menschlichen Tätigkeiten auf das Arbeiten und Herstellen [...] historisch nicht zu rechtfertigen sind und in verhängnisvoller Weise den Raum des Öffentlichen und die Möglichkeiten des Menschen als eines für Politik begabten Wesens verkrüppelt und pervertiert haben.«¹⁰

Daran anknüpfend beschrieb der Kulturanthropologe und Anarchist David Graber, wir hätten die Obsession, neue Jobs zu kreieren, egal wie sinnlos, prekär, schlecht bezahlt, beliebig, zeitraubend und unökologisch sie noch mehr Müll produzieren und darüber hinaus im Arbeitsverhältnis unsicher sie sind.¹¹ Buckminster Fuller sagte bereits in den 1970er-Jahren noch vor dem Beginn der neoliberalen Wirtschaftsdeologie, dass wir unsinnige Jobs kreieren, weil wir der Idee hinterher hängen, dass wir unsere Existenz mit einer lohnarbeitenden Beschäftigung rechtfertigen müssen.

In dieser Arbeitsgesellschaft habe man das Verlangen nach einem freien, göttergleichen Leben voller Muße verloren und kenne kaum noch die sinnstiftenden Tätigkeiten wie die Kontemplation, um derentwillen die Befreiung von Arbeit sich lohnen würde, ergänzte Arendt. Paul Lafargue, der Schwiegersohn von Karl Marx, proklamierte 1880 in

einer Schrift das »Recht auf Faulheit«, auch, weil Sozialistinnen, Anarchisten¹² und Kommunistinnen offenlegten, wie die Art, wie Lohnarbeit organisiert wurde, benutzt wurde, um die Ungleichheit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern noch zu verstärken: Er thematisierte, wie Arbeitgeber Arbeitnehmer dazu verpflichten, für sie zu arbeiten, den Profit jedoch für sich einstreichen, während sie selbst nicht so hart arbeiteten wie ihre Angestellten – vor allem weil die Arbeit weniger Geld einbrachte als das Finanzwesen, mit dem Arbeitgeber herumspielen konnten, da sie über das Kapital verfügen. Doch Gott selbst, so Lafargue, gebe ein gutes Beispiel für Faulheit: Nachdem er sechs Tage gearbeitet hat, ruht er in alle Ewigkeit aus. Faulheit sei ein Geschenk der Götter.¹³

Wie das literarische Gegensatzpaar Gilgi und Martin veranschaulicht, sind Ruhe, Nachsinnen und Beobachten, also das Ausklinken aus dem Rausch des Alltags, notwendig, um sich von den immer gleichen Wiederholungen des genormten Denkens, Sehens und Fühlens zu befreien. Doch das schlechte Gewissen gegenüber dem Leistungsprinzip ist fest internalisiert. So schrieb auch der Philosoph Friedrich Nietzsche, die Menschen würden sich den stupidesten und sinnlosesten Tätigkeiten unterziehen, nur um beschäftigt zu wirken, als würde es jemanden adeln, »wenn man sagen kann, keine Zeit zu haben«¹⁴. Ähnlich wie Nietzsche meinte Hannah Arendt, dass eine Zivilisation eben kein striktes

Arbeitsethos brauche, sondern unbedingt den Freiraum für Müßiggang und Einsamkeit: Raum für aufmerksames Umherschweifen und Beobachten, für zweck- und zielloses Selbstvergessen. Denn gerade durch die Ziellosigkeit gelangt man an neue, ungeahnte Ufer. Doch wie viele unsinnige Verpflichtungen nimmt man gestern wie heute auf sich, um dem Vorwurf der Faulheit zu entkommen und Beschäftigung und Zugehörigkeit zu mimen?

Die Effizienzsteigerung menschlicher Arbeitskraft wurde von Henry Ford, der als Automobilfabrikant mit der Erfindung des Fließbandes die Fabrikarbeit prägte und damit Produktivität und Profite mehrte, auf eine neue Stufe gehoben. Ford war nicht nur Automobilfabrikant, sondern auch Autor des 1920 erschienenen, antisemitischen Buches *Der internationale Jude*.¹⁵ Er unterstützte die deutschen Faschisten beim Aufbau der deutschen Streitkräfte vor dem Zweiten Weltkrieg: »Für mich gibt es nichts Verabscheuungswürdigeres als ein Leben von Ruhe und Bequemlichkeit. Es gibt kein Recht auf Leichtigkeit. Die Zivilisation hat keinen Platz für den Müßiggänger«, schrieb Henry Ford in seiner Biografie *Erfolg im Leben*.¹⁶ Fords Ideologie wurde 1932 von Aldous Huxley aufgegriffen, dessen utopisches Setting in seinem Roman *Schöne neue Welt. Ein Roman der Zukunft* im Jahre 632 »nach Ford« angesiedelt ist¹⁷. Sieben Ford-Aufsichtsräte teilen sich in der Handlung des Buches die Weltherrschaft, wo nicht mehr nur Autos, sondern auch die dazu

»passenden« Menschen am Fließband produziert werden. Das Fließband illustriert, wie eng der Arbeitsfetisch mit einer Massenkultur und Gleichschaltung verzahnt ist, die keinen Raum mehr lässt, selbst zu denken und für sich allein zu sein und die Menschen als Material betrachtet. So ist das bürgerliche Ressentiment gegenüber dem Poeten und Müßiggänger das kleinere Problem angesichts der Auswüchse, in die dieser Arbeitsfetisch an Gewalt-, Disziplinierungs- und Vernichtungsexzessen in den Kolonien und im deutschen Faschismus gegenüber als »arbeitsscheu« bezeichneten Juden und als »unzivilisiert« und »asozial« herabgestuften Menschen letzten Endes mündete.

Unsere Vorstellung von Faulheit mit all ihren ausgrenzenden und gewaltvollen Konnotationen wird zum Mittel zum Zweck, um den eigenen Machtanspruch durchzusetzen. Das reflektiert der zeitgenössische Philosoph André Rauch, der empfiehlt, sich als Erstes zu fragen, was eine Person von einem will, wenn sie einen als faul bezeichne: wahrscheinlich, dass man etwas für sie tut, und zwar möglichst billig oder sogar unbezahlt und viel zu viel obendrein. Und dazu natürlich Arbeit, die weniger im eigenen Interesse liegt bzw. der eigenen unmittelbaren Versorgung dient, sondern die im Interesse jener Person liegt, die mich der Faulheit beschuldigt. Dieser Vorwurf sei vor allem eines: ein Konstrukt zur emotionalen Erpressung und Manipulation. Wenn einem Defizite vorgeworfen

werden, dann, weil derjenige, der den Vorwurf ausspricht, ein bestimmtes Verhalten von einem wünscht. Faulheit ist somit auch eine Form der Freiheit und der Selbstbehauptung, weit weg von Selbstoptimierung und Wachstumsglauben. Sie stellt das Leistungsdenken konsequent infrage.

Der Romantiker Friedrich Schlegel beschrieb den Müßiggang in seinem 1799 erschienenen Roman *Lucinde* als »einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradies blieb«¹⁸. Doch Faulheit, Untätigkeit und Nichtstun sind seit je gebrandmarkt als Abkömmlinge der Todsünde Trägheit und ließen sich folglich leicht in Dienst nehmen für autoritäre Unterwerfung. Katholizismus und Kapitalismus gehen in dieser Hinsicht Hand in Hand und warfen uns aus dem Paradies. Wir werden dazu angehalten, Produktivität zur Sinnfrage zu machen.

Auch heute verbinden wir die Arbeitstätigkeit mit der Sinnfrage und sind so süchtig nach Bewertung, dass wir nicht hinterfragen, warum Arbeitgeber:innen überhaupt Einfluss darauf haben sollten, wann ich morgens aufstehen muss, wie viel Zeit mir zum Reisen und Entspannen bleibt, wie ich mein Familienleben organisieren kann, wie viel Geld ich habe, um mir Dinge zu kaufen, die ich brauche oder nicht brauche. Dies ist der unheilvolle Kreislauf, in dem vermeintlich alles Lebendige, alles Sinnhafte schwingt: Konsum und Arbeit. Doch in diesem Kreislauf liegt einem nichts mehr an der Welt, es ist die reine Verlassenheit. In der Konsumwelt wird Information allein

zu Werbung, Image und Propaganda. So haben auch die Bildung und das Nachdenken an sich oftmals keinen Wert mehr, wenn sie nicht zu Geld gemacht werden können. Die soziale Isolation von Arbeitslosen ist vor allem deshalb ein Thema, weil der Wert von Menschen in ihrer Produktivität durch Lohnarbeit bemessen wird. Dass der arbeitslose Mensch kein richtiger Teilnehmer der Gesellschaft ist, funktioniert als Paradigma auf einer symbolischen und reellen Ebene: Ersteres, weil sein Wert dadurch bemessen wird, und zweitens, weil er ohne Geld in einer an Konsum orientierten Öffentlichkeit keinen Zugang mehr zu ebendieser findet. Deshalb wird Arbeit oft zum Refugio der Menschen, die sich einsam fühlen, statt z.B. eine Tätigkeit, in der man sich sozial engagiert.

Ein kapitalismuskritischer Argumentationsstrang der Philosophiegeschichte, der von Marx über Durkheim, Rosa Luxemburg, Adorno und Horkheimer bis zu heutigen Stimmen der Kritischen Theorie reicht, legt nahe, dass wir unter dem Leistungs- und Verwertungsimperativ der Ökonomie in ein entfremdetes und letztlich einsames Verhältnis zu den Dingen und Menschen geraten, die uns umgeben und mit denen wir arbeiten. In neoliberalen Zeiten, in denen jeder sein eigenes Unternehmen sein soll, spitzt sich die Lage nochmals zu: »Die Selbstaussbeutung ist viel effizienter als die Fremdaussbeutung, weil sie mit dem Gefühl der Freiheit einhergeht.«¹⁹ Schließlich glaubt man, man beute sich *für sich selbst* aus, nicht für den König, den Fürsten oder den Chef. Man braucht keine Polizei mehr, die

wie vor hundert Jahren Gewerkschaftler:innen zusammenprügelt, wenn Menschen das Gefühl haben, sie würden sich selbst verwirklichen und Anerkennung bekommen, auch wenn sie zwölf Stunden am Tag in prekären Verhältnissen arbeiten.

In unserer unumstößlichen Fixierung darauf, dass Arbeit gut sei und Faulheit schlecht, wird die Forderung nach besseren Arbeitsbedingungen bei den meisten europäischen Regierungen in der Regel darauf reduziert, bessere Löhne zu zahlen, anstatt eine Verkürzung der Arbeitszeit, weniger Belastung durch mehr Personal, mehr Freizeit, Kinderbetreuung oder Teilzeitmöglichkeiten zu gewähren, also: weniger Arbeit anzubieten. So wurde Pfleger:innen in der Coronakrise höchstens bessere Löhne versprochen, um ihre schlechten Arbeitsbedingungen zu kompensieren, obwohl in fast jedem Interview der Betroffenen zu hören war, sie bräuchten Entlastung in Arbeitszeit und Arbeitsaufwand durch mehr Kolleg:innen. Denn gerade in der Pflege wird Selbstaufopferung weiterhin selbstverständlich in Anspruch genommen. Respekt (wie das Balkonklatschen in der ersten Coronawelle) hilft den Betroffenen nicht, ihre Mieten zu zahlen und mehr Freizeit zu haben. Rein demonstrativer Respekt kostet nichts und ist ein billiger Kitt für unsere Werte, die wir nach außen darstellen wollen. Zumal es quer durch alle politischen Parteien schon lange jene ideologische Indienstnahme der »kleinen Leute« gibt, die als rhetorische Verschiebemasse immer dann reklamiert

wird, wenn man sie für das eigene Anliegen braucht.²⁰ Diese Verschiebemasse sind neben Menschen, die in der Pflege arbeiten, auch Mütter, denn die Coronakrise zeigte zugleich, dass wir es ebenso selbstverständlich in Anspruch nehmen, auf Frauen als soziales Sicherheitsnetz zurückgreifen zu können, wenn Schulen und Kindergärten schließen. Viele Frauen mussten feststellen, dass sie auf einmal allein mit dieser Mehrbelastung waren und auch die Arbeitsteilung mit ihren männlichen Partnern nicht funktionierte.²¹

Man muss sich dabei immer wieder vor Augen halten, dass die Idee der 40-Stunden-Woche überhaupt nur möglich war, weil sie an das Konzept der Kleinfamilie gekoppelt war, in dem die Ehefrau sich unbezahlt zu Hause um alle Bedürfnisse des Mannes und der Kinder kümmern soll. Sie bewerkstelligt die Arbeit des Alltagslebens, die ein Angestellter mit 40 Arbeitsstunden nicht allein ohne die unbezahlte »Assistenz« der Ehefrau bewältigen kann. Der Journalist Jakob Simmank stellt in seinem Buch *Einsamkeit* die Frage, was wir gewinnen könnten, wenn wir keine 40-Stunden-Woche hätten, sondern 32 oder gar weniger Stunden pro Woche arbeiten würden. Man käme aus der Klemme heraus, seine Lebenszeit vorrangig als Arbeitszeit zu denken, zu empfinden und zu managen. Es würde viele Kräfte freisetzen, weil Menschen schlichtweg mehr Zeit für sich selbst hätten. Deshalb sind auch die Ideen um ein bedingungsloses Grundeinkommen zu begrüßen. Wir sollten das Vertrauen haben, dass jeder Mensch je nach